

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

e n d = e i t u n g.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 21.

Donnerstag, den 16. November.

1854.


Eine annullirte Ehe.

Aus den Papieren eines alten Advokaten.

Von

Ernst Frize.

(Schluß.)

er Herr Dr. juris utriusque reiste unmittelbar nach der Absendung des Couriers auch ab, aber nicht um in seinen Studien eine Zerstreung zu suchen, sondern um sich von dem Schicksale Veronikas zu unterrichten. Er hatte im Laufe dieser drei Tage im innersten Herzen gefühlt, daß er die Dame mit einer an Anbetung grenzenden Liebe geliebt habe. Ob sie glücklich sei? Diese Frage lag bleischwer in seinen Gedanken und tödtete jede Ueberlegung. Er mußte sich überzeugen von ihren Gefühlen für einen Mann, den sie noch so wenig gekannt hatte, er mußte sich überzeugen, daß ihre Wahl auf keinen Unwürdigen gefallen war und er beschloß sie in Krusemarks Vaterstadt aufzusuchen. Seine Tour nach der Universität, wo er lebte und sich zum Professor auszubilden bemühte, führte ihn zwar nicht in die Gegend der freien Reichsstadt . . . , allein ihm fiel in der Aufregung seiner Gefühle kein Opfer zu schwer und es schien ihm kein Weg zu weit, um Beruhigung über eine Sache zu suchen, die sein edles und reines Herz um so mehr bedrückte, da er einsah, daß sein Vater einen ganz falschen Weg eingeschlagen habe bei der Pflichtausübung

seines Amtes. Hatte er nicht gewissermaßen das junge Mädchen hineingetrieben in dies Schicksal? Hatte er nicht Veranlassung gegeben zu solchen extravaganten Mitteln zu greifen? Wenn Veronika nicht glücklich gewählt haben sollte, so war es sein fester Voratz auf Grund der vorliegenden schlesischen Provinzialgesetze, eine Trennung dieses Paares mit Gewalt zu bewerkstelligen. Im entgegengesetzten Falle gelobte er sich zum Schutz und Trutz des Paares gegen die Anfechtungen seiner Mitbürger, an deren Spitze sein eigener Vater stand.

Als er in . . . ankam, begegnete ihm der Courier aus seiner Vaterstadt, der abgefertigt vom Reichsstädtischen Consistorium wieder nach Haus wollte. Er verbarg sich in der Tiefe seines Wagens, um nicht von ihm gesehen und an seinen wohlweisen Vapa verrathen zu werden. Aber die schnelle Abfertigung schien ihm ein Beweis, daß der Protest zu spät gekommen sei, oder daß Krusemark mit Veronika anderwärts Zuflucht gesucht habe. Ohne sich lange mit Ueberlegungen und Plänen aufzuhalten, bemühte sich der Herr Cornelius Sauerhering das Haus des Herrn Krusemark senior zu erforschen, weil er annehmen konnte, daß das junge flüchtige Paar dort Aufnahme gefunden haben würde, wenn es hier in der Stadt sich aufhalte. Man wies ihn in ein großes verwittertes Haus, das mit seinem dunklen Hausflure den Eindruck eines Gefängnisses machte.

Hier sollte die verwöhnte Veronika hausen, hier in der dumpfen Atmosphäre, sie die nie Licht, Wärme,

Sonnenschein und frische Luft genug um sich haben konnte?

Cornelius schauete bedenklich rund um, als er die breiten, dunkeln nicht sehr eleganten Steintreppen hinanstieg, die in's obere Stockwerk führten, wo die Familie Krusemark wohnen sollte. Freilich oben sahe es besser aus, freundlicher und heller, allein gegen die reiche Eleganz des Hainecius'schen Hauses in der schönen Gebirgsstadt, stach es immerhin noch sehr ab. Man sieht, daß die Liebe für Veronika den jungen Mann sehr ungenügsam machte.

Eine Magd erschien und fragte nach seinem Begehre. Er erwiderte einfach, daß er den jungen Herrn Erich Krusemark zu sprechen wünsche. Die Magd sah in starr an und zog sich etwas zurück. „Ich will's der Herrschaft sagen,“ meinte sie dann und verschwand. Der junge Herr wartete eine volle Viertelstunde vergeblich auf ihr Wiederkommen. Er vertrieb sich die Zeit mit allerlei ininteressanten Gedanken, bis es ihm endlich doch zu lange schien, hier wie ein gefoppter Schulknabe zu warten.

Er schritt auf die Thür zu, wo die Magd verschwunden war. Ein langer dunkler Gang zeigte sich seinen Blicken. In dies graue Labyrinth wagte er sich nicht hinein. Also blieb ihm nichts übrig, als eine der andern Thüren zu versuchen.

Die Erste war verschlossen und sein Pochen blieb unerwidert. Kein gastliches Herein lockte ihn zu fernern Versuchen. Die zweite Thür war nur eingeklinkt — sie öffnete sich unter seinem leisen Drucke. Bescheiden machte er sie wieder zu und klopfte stark an. „Herein!“ schnarrte eine Stimme. Cornelius stuzte und zögerte. Der Ton klang seltsam — es lag etwas Borniges in dem Accente, womit das einladende Wort gesprochen wurde und er fürchte als ein störender Gast betrachtet zu werden. Es blieb Alles still im Zimmer, kein Mensch hielt es der Mühe werth sich nach dem Klopfen umzusehen. Der junge Herr Cornelius pflegte nur energisch zu handeln, wenn er aufgeregt und ärgerlich war, sonst gehörte er zu den bescheidenen, immer geduldigen und immer artigen Männern. Für jetzt war er noch im Stadium der Ruhe und somit auch im Stadium der Geduld. Als jedoch abermals eine volle Viertelstunde verstrichen war und sich gar nicht einmal eine Maus im Hause regte, da schwoß ihm

die Galle. Er klopfte wieder an die Thür, wo schon ein Mal der Ruf ihn hereinbeschieden hatte und zwar ziemlich hart und ungestüm. — „Herein!“ — schrie es wieder und im Nu riß der junge Herr die Thür auf um einzutreten.

„Sauerhering!“ schnarrte es ihm entgegen, und es war kein Mensch im weiten Zimmer. Aber Cornelius sprang jubelnd zum Fenster, denn dort hoçhte Mosje Florian und begrüßte ihn mit dem pathetischen Gruße, den er ihn selbst einerercirt hatte. „Ihr Diener Cornel Sauerhering!“ —

„Papchen, wo Du bist, da ist sie auch,“ jubelte der junge Mann, indem er das Thier freudig streichelte und ihm auf jede Weise liebkosete. „Papchen wo ist Veronika?“

„Baroni Krusemark“ — schnarrte Mosje Florian und hob coquett die Flügel, als wäre er stolz auf den neuen Namen. Cornelius fühlte einen Stich durchs Herz. Es war ihm lieb, daß er allein war, als er mit diesem Worte die Bestätigung seines Verlustes vernahm. Eine Thräne, heilig im Auge des tief fühlenden starken Mannes, trat in sein Auge — er bezwang seine Wallung bald und sahe sich um.

Er befand sich in einem Vorzimmer, das war klar. Rechts und links gingen Thüren in andere Gemächer. Weite Räume, aber unerquicklich ausgestattet, so schien das ganze Haus zu sein. Er ließ sich auf dem schwarz beschlagenen Sessel nieder, der neben dem Papagey stand und vergnügte sich daran, das kluge Thierchen, das ihm sehr lieb geworden war, zum Blaudern zu bringen. Es gelang ihm so gut wie sonst: Mosje Florian kramte alle seine Weisheit aus. Gellend erhob er seine Stimme und schrie und lärmte, als wäre ein Duzend Papageyen im Zimmer. Cornelius dachte: das wird man doch hören und nachzusehen kommen, was Mosje Florian vor hat.

Richtig. Es währte keine drei Minuten, so ging in der Ferne eine Thür, Veronikas Stimme ließ sich hören, — sie lachte und schalt den Schreier — dann öffnete sich die Nebenthür rechts und Veronika trat ein.

Aber starr vor Schrecken, mit einem Gesicht voller Entsetzen blickte sie den jungen Cornelius an, der ganz seelenruhig aufstand, um ihr entgegen zu

geben. Sein Blick ruhte auf ihr — ja, Frau Marenze hatte Recht: das war ein ganz anderes Frauenzimmer geworden! Sie war besetzt von der Liebe! — Seine Mission war also: dieses Paar zu schützen! Alles das erkannte Cornelius, bevor Veronika auch nur ein einziges Wörtchen hervorstammeln konnte.

„Du erschrickst vor mir Veronika?“ fragte Cornelius sanft, indem er ihre Hand an seine Lippen führte.

„Was willst Du hier, Cornel?“ war ihre tonlose Gegenfrage. Sie fühlte in diesem Augenblicke, daß dieser Mann ein gewisses Recht an sie gehabt hatte.

„Mich von Deinem Glücke überzeugen, Veronika“ — antwortete er treuherzig. Sie sah ihn an, dann legte sie sich vertrauend an seine Brust. —

„Nein, guter Cornel, von Dir habe ich nichts zu fürchten! Verzeihe mein augenblickliches Mißtrauen. Dein Vater hat uns bis hieher verfolgt — eben haben wir es erfahren — aber der Protest kam zu spät — Cornel, ich bin Erich's Frau seit vorgestern!“

„Du liebst ihn?“ fragte er sehr leise.

„Ueber Alles in der Welt! Wäre ich sonst mit ihm davon gelaufen?“ fragte sie schelmisch lächelnd.

Cornelius sah wehmüthig in ihr Auge. Sie verstand seinen Blick sehr wohl und wunderte sich im Stillen, daß sie während der Zeit ihres Liebeslebens auch nicht mit einem Gedanken an diesen guten Jugendgefährten gedacht, daß sie nicht den Raub berücksichtigt hatte, den sie an seiner Seelenruhe damit beging. Verlegen senkte sie ihr Gesicht — sie schämte sich des hastigen Wechsels ihrer Gefühle, denn auch sie hatte sich gewöhnt gehabt, sich als Cornelius geachtete Gattin sehr glücklich zu preisen. Der junge Mann entriß sich dem Wirrwarr der strömenden Empfindungen. Er wollte scheiden, um nun Ruhe zu suchen.

„Kann ich Deinen Gatten nicht kennen lernen?“ fragte er eben so schüchtern und leise.

Veronika bejahte es und wollte hinaus, Erich zu rufen. Da fiel ihr etwas ein. Ihre glückliche Laune kehrte wieder, als sie sich herrschend umsah und sagte:

„Bist Du der Herr gewesen, der seit einer halben Stunde unser Quartier belagert hielt? — das ist lustig! Die Magd, unsere Vertraute halb und halb, kam hereingestürzt und rief uns zu: wir sollten uns verstecken, ein Polizeimann wäre da, uns zu arretiren! Von den eben erhaltenen Nachrichten des hiesigen Consistorium eingeschüchtert, ließen wir uns wirklich verblüffen und steckten uns hinten in eine kleine Stube, wo die Knaben dieses Hauses schlafen. Diese Knaben, ein ganzes Duzend meinen Mann inbegriffen, und die Mägde haben dann die Beharrlichkeit belauscht, mit der der sogenannte Polizeimann ruhelos auf dem Treppensaale umherspaziert ist. — Man kann vom Nebenflügel hinüber sehen. Eben referirten sie: der Polizeimann sei weg; und das bist Du gewesen? — Nein das ist zu lustig! Ich bringe Dir die ganze Bande, damit sie Dir Abbitte leisten.“ —

Sie flog lachend zur Thür hinaus und Cornelius legte die Hand auf sein Herz, das so unruhig, so schmerzhaft und so glühend bewegt noch niemals geschlagen hatte.

„Geduld“ — flüsterte er, „sie wird Deine Freundin — auch das ist ein Glück!“ —

Bald sah er sich von der ganzen Familie Kreuzenark jubelnd und jauchzend umringt. Man entschuldigte sich, man erzählte, man lachte, man fragte, bis endlich der Rausch verfliegen war und Cornelius sich mit dem jungen Ehepaare allein sah.

„Man wird vielleicht Alles aufwenden um Euch zu trennen,“ sagte er dann zu ihnen, „aber seid ruhig und unbesorgt! Ich werde meine Wissenschaft für Euch auszubeuten suchen!“ —

Erich blickte frappirt von den Augen seiner jungen Frau, worin er sich nur allzugern sonnte, zu dem neuen Freunde auf. — „Was sollte man gegen uns aufwenden wollen? Wir sind geiraubt in aller Form!“ sagte er nachlässig.

„O, Erich,“ fiel Veronika ein „sie können mir bis zur Mündigkeit mein Vermögen vorenthalten. Das wäre schon ein kleines Unglück. Soll ich Deinen lieben Eltern zur Last fallen? Sie haben schon genug Eifer im Hause.“

Erich wurde purpurroth. Seine Armut war bis dahin wenig beachtet von ihm.

„Freilich,“ entgegnete er zögernd. — „Du würdest Dich in manche Entbehrungen schicken müssen. Daran habe ich nicht gedacht!“

„Ich habe nur zwei Wechsel mitgenommen,“ klagte die junge Frau. „Cornel, was sollen mir aber diese paar tausend Thaler nützen, die mir mein seliger Vater zum achtzehnten Geburtstage scherzend auf Sicht ausstellte.“ —

Erich zog unmuthig seinen Arm von ihrer Taille. Ihre Offenheit gegen den Fremden verletzte ihn.

„Sei kein Bär,“ schalt sie ihn aus und schmiegte sich fest an ihn. „Cornel ist mein Freund, Cornel ist meines Vormunds Sohn, Cornel muß also helfen! Hast Du mich gefreiet, so mußt Du mein Geld mit in den Kauf nehmen, damit Basta. Wir müssen eine Wohnung für uns allein haben, wo ich mit Dir und mit Mosje Florian hausen kann, wo mein Heiducke nicht als ein überflüssiges Stück Dienerschaft betrachtet wird und wo ich sagen kann: ich will! Siehst Du Erich, daß muß ich haben, wenn ich nicht verkümmern, wenn ich liebenswürdig bleiben soll. Cornel schaffe Rath!“ —

Der junge Doctor der Rechte fühlte sich entzückt. Er war ihr noch nöthig in der Welt — sie zeigte dieselben reizenden Vertraulichkeiten, die ihn früher zu vermessenen Hoffnungen verführt hatten. In diesem Momente stand er im Vortheile gegen den jungen Ehemann, das machte ihn großmüthig gegen diesen.

„Sie werden viel Noth mit der verwöhnten Dame haben,“ scherzte er zu diesen gewendet. „Sie ist mehr Unterthänigkeit gewohnt, als Sie ihr zeigen. — Ich selbst habe stets den ergebenen Diener spielen müssen, um nur ein freundliches Wort zu erhaschen“ —

„Lüge nicht, Cornel,“ warf sie ein, „vor Dir habe ich immer Respect gehabt!“

Cornel fuhr fort: „Mein Vermögen ist viel zu gering, um den Launen und Anforderungen der jungen Dame zu genügen, allein ich werde Mittel und Wege finden, Ihnen, Herr Krusemark, für's Erste zur Einrichtung zehntausend Thaler vorzuschießen. Gelegentlich zahlen Sie mir die Summe zurück!“

Erich verstand ihn. Von diesem Augenblicke an waren die beiden Männer verbrüderet. Erich er-

kannte jetzt die Beweggründe seines tiefen Interesses am Schicksale seiner jungen Gattin und er bedauerte fast, diesen edlen Mann beraubt zu haben.

„Doch lassen wir die Geldanlegenheiten,“ nahm Cornelius nach einer Pause wieder das Wort. „Es warten Curer noch andere Anfechtungen. Man hat von Seiten des Stadtwaisen-Amtes beschlossen, Eure Ehe für nichtig erklären zu lassen; im Falle der Protest zu spät anlangen sollte.“

Das junge Ehepaar, sich auf Tod und Leben verbunden fühlend, lächelte ungläubig und sorglos.

„Die Sache ist bedenklich,“ docirte der junge Rechtsgelehrte. „Wenn es uns nicht gelingt ein Provinzialgesetz durch die Kraft des allgemeinen Landesrechtes zu erdrücken, so steht es übel mit Euch. Ich habe meine Anwesenheit in meines Vaters Hause dazu benutzt, um mich von den Vorschriften genau zu unterrichten, die Euch Verderben drohen, und es ist nur allzugewiß, daß eine Verordnung in den Gesetzen für Schlesien besteht, wonach eine Ehe ohne Weiteres als ungültig angesehen werden soll, wenn sie außer Landes ohne den gehörigen Consens der Eltern, Vormünder oder des vormundschaftlichen Gerichtes vollzogen ist, und wonach der Fiskus Ansprüche auf die Competenz über das Vermögen des Mündels erheben kann.“ —

Erschreckt umklammerte Veronika ihren Gatten. „Ich lasse ihn nicht, Cornel, ich lasse ihn nicht,“ rief sie entschlossen. „Um meine unnütze Person ist es den Leuten nicht zu thun,“ lachte sie dann verächtlich. — „gut so mögen sie mein Geld behalten. Ich will arbeiten lernen, meinen Heiducken fortjagen, meinen Papagey verschenken — nein, verkaufen, verkaufen! Genug ich will lernen mit Geld umgehen und sparsam zu leben. Meinen Erich verlasse ich aber nicht — um alle erbärmlichen Schätze nicht! Dafür trägst Du aber Sorge Cornel, daß mein väterliches und mütterliches Erbtheil an Wäsche, Kleidung, Hausgeräth und Kostbarkeiten an mich geliefert wird, hörst Du, das verlange ich!“

Mit welchem Stolze der junge Ehemann sein Weib an sich preßte, kann sich Jeder leicht denken. Cornelius wollte aber den ganzen Schatz dieses Herzens ausbeuten, ehe er die Linderung des Trostes herausgab. Er zuckte die Achseln.

„Wenn der schlimme Fall eintreten sollte, daß nur auf diesem Wege eine Ausgleichung möglich

würde, meinte er, so müßtest Du auch dem entsagen. Deine Erklärungsacte würde von Deinen Verfolgern aufgesetzt werden und daß sie Alles in Anspruch zu nehmen entschlossen sind, was zur Vermögensmasse gehört, das wirst Du ohne Betheurungen glauben!"

Beronika machte sich aus den Armen ihres Gatten frei und trat mit flammenden Augen auf Cornelius zu.

„Haben sie Dich gesendet?“ fragte sie, „haben sie das schon ausgesprochen?“ Cornelius antwortete nicht — er hatte auch nicht viel Zeit dazu, denn das junge Weib fuhr lebhaft sogleich fort: „Auch die Bilder meiner Eltern, Groß- Urgroß- und Urgroßeltern soll ich entbehren? Auch die silbernen Teller, wovon schon vor zwei hundert Jahren meine Vorfahren gegessen, auch die Kannen und Becher, woraus sie getrunken haben?“

Als der junge Rechtsgelehrte immer noch schwieg, hielt sie plötzlich inne und stand eine Weile unbeweglich. „Was hätte ich auch davon,“ sagte sie dann ganz ruhig und freundlich — „es ist Alles todt, ohne Leben und ohne Empfindung“ — sie warf sich heftig an die Brust Erichs. — „Ich behalte Dich, mein Leben und meine Seligkeit! Sage ihnen nur: Eines könnten sie mir nicht abprocessiren: meinen Gatten, dem ich mit meinem Worte vor dem Altare auf ewig angehörte!“

„Sie sollen Dir nichts abprocessiren, meine theure Beronika, nichts von Allem, was Dir je heilig und theuer gewesen ist, nichts was einer Stecknadel Werth hatte,“ rief Cornelius heftig bewegt aus. „Nimm das Wort eines Mannes, Deines treuen Jugendfreundes, daß er alles aufbieten wird die Wolken zu bekämpfen, die Dir drohen. Ich bin Guer Ritter — ich ziehe gegen meinen eigenen Vater zu Felde! Was thut's — es ist eine gerechte Sache!“ —

Noch an demselben Tage begab sich der junge Mann auf den Weg nach seiner Universität und von hier aus schrieb er einen sehr artigen und devoten Brief an seinen Herrn Vater, worin er auf das Bestimmteste verlangte, daß sein Herr Vater alle Schritte gegen sein Mündel Beronika Heineccius, verehelichte Krusemark, unterlassen, eventualiter unterdrücken solle, weil er, der Sohn Cornelius, sich sonst befugt fühle, als Vertheidiger des angegriffenen

Ghepaars aufzutreten. Es würde und müsse ihm, nach seiner Einsicht, unfehlbar gelingen, das Verfahren des Vormundschafts-Gerichtes außer Kraft zu setzen. — Er mache indeß pflichtschuldigst seinen Herrn Vater darauf aufmerksam, daß sein Mündel, Beronika Heineccius, verehelichte Krusemark, nicht vom Binde leben könne, daß auch gar kein Grund vorhanden wäre, ihr ihr Eigenthum vorzuenthalten, deshalb bäte er seinen Herrn Vater, derselben für's Erste zehntausend Thaler zur Disposition zu stellen, widrigenfalls er, der Sohn Cornelius, diese Summe, die ungefähr sein Erbe nach dem Tode des Herrn Vaters und der Frau Mutter ausmache, auf seinen Namen aufnehmen und dem jungen Ehepaare senden werde.

Der Brief kam an beim Syndicus, und er meinte bei der Durchlesung desselben den Verstand verlieren zu müssen. Eher hätte er des Himmels Einsturz geglaubt, als solche naturwidrige Opposition des eigenen Sohnes. Das überstieg Alles, was er je erlebt hatte, das überstieg selbst die immer noch in räthselhaftes Dunkel gehüllte Möglichkeit einer Flucht am hellen, lichten Tage. Eine ganze Stunde gebrauchte der Syndicus, um die Geschichte zu begreifen, dann brachte sie ihn in Verzweiflung. Wie konnte er aller Consequenz Hohn bieten und zehntausend Thaler flüchtig machen, um sie dem Flüchtlinge nachzusenden! Aber, wieder im andern Falle — wie konnte er es riskiren, sein ganzes mühselig erworbenes und erspartes Vermögen, das er mehr liebte, als seine Frau und seinen Herrn Sohn — auf Letzteren war er nur stolz — wie konnte er es riskiren, dies zu Beronika's Disposition gestellt zu sehen, da er wußte, wie wenig der Dame zehntausend Thaler sein würden und wie sie spielend das prächtige Geld verconsumiren werde. Es war rein zum Verzweifeln!

Sollte er sich blamiren und plötzlich aus der Rolle des strengen Vormundes und Verfolgers treten? Beinahe hatte er Lust dazu, da er aus dem Briefe des Sohnes ersah, daß er die requirirte Ehefrau eines Andern zu seiner Gattin zu erheben, nicht vlei Begier zeigte. Was nützte also dem Syndicus die Verfolgung, wenn nicht specieller Vortheil auf seinen Antheil fiel? Ihm konnte es nun egal sein, daß das große Vermögen der Erbin außer

Landes ging, wenn er für seines Sohnes Interessen keinen Erfolg sah.

Aber die Sache war einmal eingefädelt und er konnte ehrenhalber nicht zurück. Nur sein Geld, sein eigenes bischen Erspartes, das mußte er zu bewahren suchen. — Er dachte nach. — Bald fand er einen schönen Ausweg, der ihn noch dazu im Lichte eines großmüthigen Vormundes erscheinen ließ. Es stand ein Kapital von achttausend Thaler, als das Pathengeschenk eines reichen verstorbenen Verwandten, gerade auf Veronika's Namen. Sie wußte von dem Umstande nichts, allein der Syndicus gab sich das Ansehen, als wüßte sie es und hätte es von ihm beansprucht. Er fragte schriftlich beim Stadtwaisen-Amte an, ob man dem Mündel Veronika Heineccius nicht dieses Kapital, als ein unbestreitbares Eigenthum zu ihrem nothwendigen Lebensunterhalte überweisen, sie aber dabei bedeuten solle, daß sie bis zur Beendigung des schwebenden Processes nichts weiter beanspruchen dürfe. Das Stadtwaisen-Amte lobte wirklich die redliche Denkart des besorgten Vormundes und willigte in die Uebergabe des Kapitals ein, da es der Dame in keinem Falle vorenthalten werden dürfe, auch wenn sie der Erbschaft ihres Vaters verlustig gehe.

Das Geld übersendete nun der Syndicus an seinen Sohn zur weitem Beförderung mit der bitteren Anmerkung: „daß er nicht geglaubt habe, des Sohnes erstes Debut in der Rechtspraxis gegen den eigenen Vater gerichtet zu sehen. Es würde aber Aufmerksamkeit erregen und des jungen Rechtsgelehrten Ruhm gründen!“ „Von dem Fallenlassen des Processes sei gar keine Rede. Seine eigene Ehre erfordere es, daß er nun gerade durch ginge, obgleich es ihm bei den vorwaltenden Verhältnissen gleich sein könne, wer die fürstlichen Reichthümer in Besitz nehme. Er habe die Sache nur deshalb so weit getrieben, um seinem Sohne die reiche Frau zu sichern. Dies könne und dürfe er dem Fiskus gegenüber aber nicht verrathen, also sei er gezwungen sich vom eigenen Sohne bekämpfen und vielleicht beslegen zu lassen. Uebrigens sei ihre Klage schon formirt gewesen, als sein Drohbrief angekommen sei. Alles Uebrige gab er der Weisheit seines Herrn Sohnes anheim, dem er um seiner schlimmen Vorsätze willen doch nicht ärgern werde.“ — Cornelius war betrübt

über den raschen Entschluß des Stadtwaisen-Amtes. Er hatte auf die gewöhnliche Langsamkeit des Geschäftsbetriebes gebaut und sich fast der Hoffnung überlassen, daß man sich eines Bessern besinnen und die Verfolgung des Krusemarkschen Ehepaares aufgeben werde, da es zu spät war, die Copulation zu verhindern. Sein Wort band ihn an die Verttheidigung desselben — was nun auch kam, er mußte selbst den Tadel seiner Mitbürger tragen und diese Verttheidigung übernehmen! Er versuchte nochmals eine friedliche Ausgleichung, indem er — privatim — seinen Herrn Vater bat, mit seiner oftbewiesenen Klugheit die Eingabe an die Ober-Amts-Regierung zu redressiren und — officiell — dem Collegium des Stadtwaisen-Amtes die Klage dadurch leid zu machen suchte, daß er speciell die Mittel und Gründe seiner Verttheidigung schon im Voraus ihrer Beurtheilung vorlegte; allein man wies ihn mit jedem Verlangen zurück und zog es vor, das Gesetz entscheiden zu lassen. Nun galt es! Cornelius meldete sich der Ober-Amts-Regierung als Bevollmächtigter des Krusemarkschen Ehepaares und erklärte sich zu ihrem Vertreter.

Den Anfragen: ob dies Ehepaar wirklich ohne Consens eine Copulation im Auslande bewirkt habe, begegnete er der Wahrheit gemäß und führte zu ihrer Entschuldigung an, daß die Nichtkenntniß der betreffenden Verordnungen für solche Vergehen vollkommen genügen müsse, um diesem Schritte alle Strafbarkeit zu rauben. — „Man legte dem Paare Hindernisse in den Weg, die eine von ihnen lebhaft gewünschte Verheirathung in die Ferne verichob. — Die Braut war unbestreitbar Eigenthümerin eines so großen Vermögens, daß die Scrupel des Vormundes in Nichts zerfallen, wenn er die Armuth des Bräutigams als ein Motiv seiner Weigerung aufstellt. Hätte der Vormund sein Mündel nicht durch die decidirt ausgesprochene Verweigerung jedes Consens verschüchtert, so würde die junge Dame niemals zu einem so extravaganten Schritt gekommen sein. Außerdem muß wohl berücksichtigt werden, daß die Dame Zuflucht zu ihren nächsten noch lebenden Verwandten nahm, als sie glaubte, der Gewaltthätigkeit des Vormundschafts-Gerichtes bloßgestellt zu sein und daß diese nächsten Verwandten ihre Erlaubniß zu dem beabsichtigten Bunde mit Vergnügen

gegeben haben. Der Umstand, daß der erwählte und dabei also betheiligte Bräutigam Sohn dieser verwandten Familie ist, der ändere die Sache durchaus nicht.“ — So lautete die Beantwortung der Hauptfragen.

Mit diesen Auseinandersetzungen ließ Cornelius es aber nicht bewenden. Er bemühte sich in jeder Hinsicht, mit einem Schlage alle Anklagepunkte zu erschöpfen, um sich für alle Instanzen sicher zu stellen. Ein Verfahren, das sich rein practische Juristen nicht erlaubt haben würden, welches ihm aber als das beste Mittel erschien, das Augenmerk der Richter auf die rechte Stelle zu lenken.

Er entwarf eine merkwürdige Verteidigungsschrift, die Punkt für Punkt das berührte, was in der Folge noch zur Sprache gebracht werden konnte, um den Proceß in die Länge zu ziehen. Vor allen Dingen setzte er in ein richtiges Licht, wie das Verhältniß bestehender Provinzialgesetze gegen die Vorschriften des allgemeinen Landrechtes zu betrachten sei. Es stände fest, daß die gelindere Strafe dieser allgemeinen Verordnungen stets den härtern Strafen eines Provinzialgesetzes vorgezogen werde. Da nun im vorliegenden Falle eine Aufforderung dieser Art Platz fände, so müßte von der Entziehung eines erb- und eigenthümlichen Vermögens sofort abstrahirt werden, weil sich darüber auch nicht die geringste Bestimmung im Landrechte vorfände. Der Fiscus wolle sich bei dieser Gelegenheit die Competenz über das Vermögen der Ehefrau Krusemark, gebornen Heineccius, reserviren, allein es läge zu Tage, daß dies Verlangen ein höchst unbilliges sei, da nirgends ein Gesetz existire, das solche Forderungen begründe, außer in dem Landesbezirke, worin zufällig die Heineccius'sche Erbschaftsmasse liege. Weßhalb nun dies Vergehen gegen bestehende Gesetze mit härtern Strafen in Schlessen belegt seien, als in allen andern königlichen Ländern, sei nicht zu begreifen.

Es müsse übrigens bei diesem Collisionssalle mit einem Provinzialgesetze auch ganz besonders deshalb auf die Bestimmung hingewiesen werden, daß die mildere Strafe des allgemeinen Landrechtes der strengern eines Provinzialgesetzes vorgezogen werden solle, weil die Aufrechterhaltung der geschlossenen Ehe durch die Privatrechte einer angesehenen und

unbescholtenen Familie unterstützt würde. Sollten sich Gründe für die Annullirung derselben auffinden lassen, so müßten sie nothwendig von denen ausgehen, die befugt wären ein solches Band zu trennen, und dies wäre einzig und allein die Familie des Ehepaars, welche hier aber sehr einverstanden mit der Verheirathung wäre und sogar die Hand zur Flucht und Copulation geboten hätte u. s. w. . . .

Während der Verhandlungen des Processes verging Monat nach Monat, bis das Jahr seinen Kreislauf vollendet hatte. Veronika hatte angefangen mit muthwilligem Spotte diesem großen Streit um Kaisers Bart zu begegnen, denn ihre angefochtene Ehe war von Gott mit einem Knaben gesegnet, unterdessen der wohlweise Senat der Ober-Amts-Regierung sich das Gehirn mit dem Für und Wider abmarterte. Allein je weniger Beachtung sie der Annullirung ihrer glücklichen Ehe schenkte, desto größere Aufmerksamkeit wendete sie seit dem schönen Momente, wo sie ihrem Gatten einen Erben gab, dem drohenden Verluste ihres Erbes zu. Es machte ihr Sorge, daß die Willkühr der Gesetze ihre Kinder berauben konnte und es verdroß sie, daß man den Reichthum ihres Vaters mit Beschlag belegte. Ihr Wohlleben wurde durch diese Besorgniß beeinträchtigt und sie beschloß, nach überstandnem Wochenbette, eine sehr ernsthaft gemeinte mündliche Conferenz mit ihrem Rechtsvertreter Cornelius zu halten, weshalb sie ihn einlud, der Pathe ihres Knaben zu werden und sich zur Laufe in Person einzufinden.

Cornelius kam. Sein Benehmen verrieth, daß er irgend etwas in petto hatte, was er nur zu einem bestimmten Zwecke verwenden wollte. Veronika wurde sehr ärgerlich, daß er auf alle Fragen nach dem Ausfalle des verwünschten Processes gar keine befriedigende Antwort zu ertheilen für gut fand. Sie zankte ganz im alten Stile ihrer Mädchenjahre mit ihm. Allein sie erfuhr nichts, bis die Taufhandlung vorüber war und die Pathen ihrem Täuflinge das Eingebinde in die Rissen steckten. Da zog Cornelius ganz gravitatisch einen Brief in großem Format hervor, klemmte ihn zwischen die kleinen dicken Hände des jungen Kindes und sagte: „Damit beruhigt Euch nun!“ —

Begierig wurde das Schreiben geöffnet. Es

war das Urtheil der Ober-Amts-Regierung und lautete: „daß die Ehe der Veronika Heineccius für ihre vaterländischen Provinzen zwar für kraftlos und ungültig erklärt werden müsse, der Fiscus aber mit seinem Gesuche um Competenz über das Vermögen der minorennen Erbin gänzlich ab — und zur Ruhe zu verweisen sei.“ —

Als Veronika etwas verblüfft über eine Sentenz, die sie, nach Cornelius lächelnden und zufriedenen Mienen, günstiger erwartet hatte, ihren Anwalt ansah, fügte dieser sehr kaltblütig hinzu, indem er ein zweites Packet Actenpapiere hervorholte:

„Ich habe in Erwägung der Umstände, mir erlaubt, sogleich Schritte zu thun, um Dein Vermögen aus einem Lande, das Dich mit diesem Urtheilspruche natürlich Landes verwiesen hat, zu ziehen. Dazu war eine Majorennitäts-Erklärung nöthig. Hier sind die Documente darüber —! Ich hoffe, Du wirst mit meinen Anordnungen zufrieden sein — und am liebsten in der Stadt bleiben, wo Du als ehrenwerthe und rechtmäßige Ehegattin des Herrn Erich Krusemark angesehen und als ehrbare Mutter Deines legitimen Sproßlings geachtet wirst.“

Veronika athmete froh auf. „Weiter ist nun nichts nöthig?“ fragte sie lustig.

„Nichts weiter, meine Freundin,“ antwortete der junge Rechtsgelehrte, „nichts weiter, als daß Du mich autorisirst, Deine Grundstücke in Schlessen zu verkaufen, Deine Kapitalien einzuziehen, nachdem die Majorennitätsacte vollständig vollführt ist.“

„Du bist ein wackerer Freund,“ jubelte sie. „Was frage ich nach Schlessen, wenn ich meinen Erich, meinen Knaben und mein Geld behalte. Mit Freuden sage ich allem Andern Valet auf immer. Verkaufe Alles, guter Cornel — Du erhältst hiermit die ausgedehnteste Vollmacht zu thun, was Du für gut findest. Aber eins — eins verkaufe nicht! Eines nimm zum Geschenke von mir — ich möchte es nicht gern in andern Händen wissen — meines Vaters Haus, das Haus, worin ich geboren und erzogen bin, Cornel, das vererbe ich Dir und Deinen Nachkommen, das behältst Du mit dem ganzen Meublement, nur die Familienstücke und die Vorräthe an Leinen sende mir her — willst Du?“

Cornelius war außer Stande ein einziges Wort hervorzubringen. Er war überwältigt von dem Gedanken, dort wohnen, dort leben, dort athmen zu können, wo das Mädchen, das er seit seinen Knabenjahren geliebt, gewohnt, gelebt und geathmet hatte. Erst als Veronika ängstlich ihre Frage wiederholte und besorgt ihre Hände um seine zitternde Rechte schlang, erst da ermannte er sich und entgegnete lächelnd: „Ein brillantes Honorar für meine Thätigkeit, liebe Veroni! Ist es aber Recht, daß Du mich so verschwenderisch bedenkst? Was wird Erich dazu sagen?“

Veronika nahm keinen Protest an und Erich bestätigte diese Schenkungsacte mit dem vollen Bewußtsein, daß sie durch Cornelius einem unangenehmen, weilläufigen Proceße schnell und sicher aus dem Wege gegangen seien.

Die noch nöthigen Schritte wurden geordnet und die Bestiznahme des Heineccius'schen Hauses hatte die Veränderung eines ganzen Lebensplanes zur Folge.

Cornelius war so schwach sich von dem Hause nicht trennen zu können. Er ließ sich verleiten, sein Rechtsstudium auf der Universität im Stich zu lassen und sich als Advocat in seiner Vaterstadt zu habilitiren. Mit seinem Herrn Vater söhnte er sich bald ganz aus, während er mit seiner Frau Mutter in ewigem Hader über seine Abneigung gegen jede Verheirathung lebte. Er wurde der gelehrteste Advocat seiner Zeit zum Stolze seines Herrn Vaters, aber niemals ein glücklicher Gatte und Vater zum Verdrusse seiner Frau Mutter.

Fünfzig Jahre später konnte man den Advocaten Dr. juris utriusque Cornelius Sauerhering noch in demselben Zimmer, mit derselben Ausstaffirung, wie wir sie im Beginne unserer Erzählung schilderten, sitzen sehen und mit Wohlbehagen von ihm erzählen hören: wie er dieß Haus als Honorar für seinen ersten Rechtsstreit erworben habe. Jetzt ist er todt und das Haus in die Hände eines Fabrikanten gekommen, der eine Fabrik in den großen und eleganten Räumen angelegt hat

Aus dem Leben eines Menschenfeindes.

Skizzen nach dem Leben gezeichnet.

Von

Emil Müller.

6. Capitel.

2.

Der Polizeidiener versah sein Amt nach der wohlbekanntesten Weise. Allein es fiel ihm sehr auf, daß ihm alle Menschen scheu auswichen. — „Ha bist Du denn ein Mörder, oder Raubthier, daß diese Creaturen vor Dir fliehen! Scheinen mir doch die Blicke jedes Weibes ein Verdammungsurtheil über mich zu fällen!“ — Zweifelhaft betrachtete er Hände und Kleider, ob vielleicht an ihnen Blutstropfen klebten. Und wo er mehrere Leute zusammen sprechen sah, wählte er stets die Unterhaltung drehe sich um das Ereigniß in seinem Hause. Und dann wagte er nicht, seine Macht mit der gewohnten Strenge auszuüben. Oft blickte er sich ängstlich um, denn er glaubte hinter sich schlechende, feindliche Tritte zu hören und ^{hinaus} zum Schlage auf sein Haupt gerichteten Arm zu verspüren. — „Leute, was blickt ihr mich an“ schrie er häufig den Vorübergehenden zu, selbst wenn ihre Augen auf die entgegengesetzte Seite gerichtet waren. Und wandten sich Jemand's Blicke zufällig von seiner Gestalt ab, so mußte er wieder denken: „Ha, die Schurken mißachten mich und würdigen mich nicht mehr eines Blickes. Wer bin ich? Sauermann, sag an“ — und er schlug sich an die Brust, sei es um sein Ehrgefühl zu beleben, sei es um das mahnende Gewissen todzuschlagen — „bist Du nicht mehr der Polizeidiener?“ — Indessen bot sich ihm stets noch Gelegenheit, seine Briefftasche zu ziehen und Schlachtopfer anzumerken. Ja selbst seine Nachsicht sollte sich eines Triumphes erfreuen, auf den er fast schon verzichtet hatte. —

„Ah, steh da, wenn mich meine Augen nicht täuschen, so sind Sie Herr Sauermann?“ —

„Welche Frage, kennen Sie mich nicht, den Polizeidiener?“ entgegnete der Angeredete dem Fremden. Er schaute ihn mit mißtrauischen Blicken an und befreite seine Schulter von der Hand des Zudring-

lichen, welcher sich unterstand, so freundschaftlich auf der Straße den Polizeidiener anzureden.

„Sie haben sich gewaltig aufgeschwungen, daß muß ich gestehen,“ schwagte Jener auf Sauermann ein, indem er an dessen Säbeltroddel zupfte. „Kleidet Ihnen recht schön die Uniform,“ — und neugierig musterte er mit lächelnder Miene den Anzug.

„Unverschämter, wer seid Ihr?“ brüllte Sauermann mit Löwenstimme, so daß im Nebenhause die Fenster klirrten. „Ah, — ich — besinne — mich!“ setzte er nach einer Pause grinsend und die Zähne fletschend hinzu.

„Ich dünke doch auch, daß Sie Ihren Freund, den frühern Unterofficier und jetzigen Polizeidiener außer Dienst, Herrn Jonathan Gabriel Andreas Böhne wiedererkennen sollten.“ Herr Böhne war ein Schalk, er tippte deshalb Herrn Sauermann vor die Stirn als wolle er sagen: „Besinne Dich nur, alter Bursche, wir haben früher manches Hühnchen zusammen gerupft.“ Wenigstens glaubte Herr Sauermann, daß die strafbare Beleidigung Böhnes einer solchen Deutung unterliege.

„Euer Quartier?“ — examinierte der Polizeidiener.

„Nu, nu, nicht so heftig, ich will recht gern bei Ihnen einkehren, vorausgesetzt, daß Sie mir zwei oder drei Nächte ein Bett einräumen wollen!“

„Ihr wohnt nicht in der Stadt?“ —

„Sie sind Polizeidiener und wissen nicht, daß ich zuletzt in H. angestellt gewesen bin!“

„Eure Absicht? — Schnell! — Weshalb treibt Ihr Euch in der Stadt umher?“ — Sauermann stieß Böhnen vor die Brust und nieste in einem fort, als wären Böhnes Worte Tabakskörner und kitzelten seine Nase.

„Boz Bliß, Sie wollen mir wohl ein Beispiel von der Verwaltung Ihres Amtes geben! — Recht schön das, aber kommen Sie College.“ Er ergriff trotz aller Gegenwehr des Polizeidieners widerstrebenden Arm und wollte weiter gehen. „Auf Ihrer Stube läßt es sich über vergangene Zeiten bequemer schwagen. Wie steht es, ist Ihnen eine Biße gefällig, Sie scheinen am Schnupfen zu leiden.“ —

Herr Sauermann wand sich aus des Segners Arm, schlug unter die Dose, so daß der Inhalt

emporsäufelte und wie ein Staubregen auf beide herabfiel, und rief mit rasender Wuth, indem er sich der Tabakskörner, welche ihm in die Augen geflogen waren, zu entledigen suchte: „Was treibt Ihr hier? Antwort, oder — —“

„Keine Vergnügungsreise, weiß nicht, wie ich das Geld todtschlagen soll,“ lachte Bohne. „Aber nun laßt es genug sein des Spases und kommt.“

„Kerl Ihr redet mich mit „Ihr“ an“ —

„Thut Ihr doch dasselbe,“ eiferte Herr Bohne im scherzenden Tone. —

Sauermann sprang mehrmals um den Gegner herum und untersuchte seine Rocktaschen, in denen er Mordwerkzeuge zu finden hoffte. „Ihr seid ein Bagabond, Bohne.“ —

„Sauermann Euch hat die Tarantel gestochen, fangen Sie immer noch die alten Mücken und Grillen.“

„Den Mund gehalten, wenn ich reden will“ — schrie ihn Sauermann an.

Diese ergötzliche Scene hatte eine große Anzahl ungebeter Zuschauer herbeigelockt. Plötzlich blickte der Polizeidiener im Kreise umher, riß den Säbel aus der Scheide, schwang ihn mehrmals über seinem Haupte und ließ ein gedehntes „Hui“ ertönen. Und wie von der Ceremonie eines Schwarzkünstlers zerfliehte der Menschenhaufen nach allen Seiten.

Bohne lachte: „Das lasse ich mir gefallen Sauermann. Sie geben wohl zuweilen auf der Straße Vorstellungen im höhern Unstinn! Na, Scherz muß sein,“ setzte er hinzu, als sich Sauermanns Braunen hinabsenkten. —

Doch dieser verstand den Spaß nicht, er faßte seinen Kollegen am Rockragen und schob ihn in Stößen von Secundenlänge wohl dreißig Schritt auf den Straßenpflaster entlang. — „Kerl, habe ich Dich endlich erwischt, Du wirst Mores lernen!“

Bohne rief entsetzt „Plagt Sie denn der Teufel!“

„Den Paß?“ rief Sauermann.

„Hier!“ — Bohne schlug sich auf die Brust. Ob er sein ehrliches Herz, oder die Verdienstschnalle, welche auf der linken Seite angeheftet war, meinte, ist zweifelhaft. —

„Ihr treibt Euch ohne Paß in der Welt umher!“

„Habe ich doch in der Stadt gute Freunde, die für meine redlichen Absichten bürgen.“

„Arretirt,“ schrie Sauermann. — „Wer keinen Paß vorzeigen kann, ist ein Bagabond.“ —

Weder Bitte noch Streuben des Herrn Bohne fruchtete, er mußte sich von dem Polizeidiener Sauermann auf die Polizei führen lassen.

Ein endloses Gelächter des Inspectors und vieler Polizeidiener belohnte die Heldenthat Sauermanns, nach dem Bohne den Hergang der Verhaftung mit klaren Worten auseinander gesetzt hatte.

„Sauermann Sie sind ein unbegreiflicher wunderlicher Kauz,“ schalt der Inspector.

„Ich nicht, aber Bohne; denn Gutes führt er nicht im Schilde, Herr Inspector.“

„Sind Sie ein Propbet, daß Sie schon die Gedanken der Menschen erkennen?“

„Er ist aber mein ärgster Feind.“

„Ich dachte gar“ — brummte Bohne.

„Kerl, haltet den Mund, Ihr seid verhaftet und habt nur zu sprechen wenn Ihr gefragt werdet. Arretirt muß werden!“ — Der letzte Ausruf war bei ihm zu einer stehenden Redensart geworden.

Jetzt brauste der Inspector auf und Sauermanns Schicksal war entschieden. „Ich habe Ihre Narrheit schon zu lange ertragen; da Sie auf Worte nicht hören wollen, so mag Ihnen die That die Augen öffnen.“ —

Wirklich schien es zuweilen, als ob Sauermann in Dienstsachen sich vom Wahnsinn leiten ließe. Die unsinnigsten Vorschläge machte er, um die Menschen zu strafen und zu peinigen. Und der Refrain aller seiner scharfsinnigen Auseinandersetzungen war: „denn arretirt muß werden!“ — Hatte man ihn bisher nur im Dienste gelassen, weil er ein strenger Erfüller seiner Dienstpflichten war, hatte man oftmal ein Auge zugedrückt, wenn er, im Stolze auf seine Verdienste und Unentbehrlichkeit, sich den Klagen der Vorgesetzten widersetzte; so sah man sich jetzt genöthigt auf die Klagen und Beschwerden der Einwohner über ihn Rücksicht zu nehmen. Eine Bittschrift nämlich sämmtlicher Hauseigentümer des Sauermannschen Reviers verlangte die Enthebung des Polizeidieners von seinem Amte mit der Drohung, falls dem Verlangen der Bitten-

den nicht nachgegeben werde, würde man die Klage der Oberbehörde zur Vollziehung übergeben.

Zu diesen Gründen, welche eine Entfernung Sauermanns von seinem Posten geboten, kam noch der, daß er eines Abends den Herrn Inspector in höchst eigener Person festzunehmen die Absicht hatte. Auf die Anzeige, daß eine Diebesbande eine Wohnung auszuplündern im Begriffe stehe, war unter andern Polizeidienern auch Sauermann zur Festnehmung der Uebelthäter in Hinterhalt gelegt. Einem Habicht gleich, schoß er plötzlich auf einen Menschen in Civilkleidern, welcher sich behutsam auf der entgegengesetzten Seite der Straße im Schatten der Häuser hinschlich.

„Hier habe ich einen Dieb.“ Er versetzte dem Unbekannten einen Schlag ins Genick, daß dieser gegen den Laternenpfahl taumelte.

„Sauermann — ich bin ja der Inspector.“

„Vorwärts — mit dem Munde kann Jeder Inspector sein.“

„Ich habe mich verkleidet, um den Ort der That ungestörter beobachten zu können.“ Herr Sauermann war dermaßen von der Arretirwuth befallen, daß er auf die halblaut gesprochenen Worte des Vorgesetzten keine Rücksicht nahm, sondern das Schlachtopfer am Rockragen haltend über die Straße schleifte, und da sich der Inspector mit Aufwendung aller Kräfte widersezte, die Kollegen zur Knebelung des vermeintlichen Böjewichts herbeirief. Inzwischen aber hatten sich die Diebe, durch das Geräusch erschreckt, zum Nachtheile des Herrn Sauermann, welchem dieses Versehen zu dem Titel: „Polizeidiener außer Dienst“ verhalf, davongemacht.

Es ist das Schicksal großer Geister, daß sie von der Mitwelt nicht verstanden werden. Auch unser Held kann von dieser Wahrheit ein Lied singen. Denn daß er dreißig Jahre hindurch für das Wohl seiner Mitmenschen mit Titanenkraft gearbeitet hatte, unterliegt keinem Zweifel. Und das Endresultat aller Bemühung? — Eine Pension von hundert und zwanzig Thalern jährlich! —

3.

Ein allbekanntes Sprichwort sagt: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Wer wollte sich daher wundern, daß auch in den Lebensschicksalen

unseres Helden dasselbe Ereigniß zu wiederholten Malen unvermuthet eine Wendung hervorgebracht hat. Da ist mehr als einmal der gefüllte Krug übergeschäumt und hat Herrn Sauermann bespritzt, da hat dreimal eine derbe handgreifliche Speisung stattgefunden und zweimal sind gegen ihn Bittschriften respective Petitionen eingereicht. Und wollten wir gar aufzählen, wie oft die Bosheit der Menschen sich an ihm gerieben und ihn niedergeworfen hat, wir würden schwerlich eine Erde in unserer Erzählung finden. — Genug Herr Sauermann kam auf den Einfall, auch eine Wiederholung einer Handlung zu veranstalten, wie wir sogleich mittheilen werden. Es wäre zwar hier der Ort, Reflexionen über den aus dem activen Dienst in den passiven übergegangenen Polizeidiener a. D. anzustellen, allein wir verschieben diese unsere Pflicht bis zum nächsten Capitel.

Herr Sauermann erlebte wenig Freude an seinem Kochen Gottwald. Der Kaffee hatte entweder keinen oder einen so bitteren Geschmack, daß Sauermann aus dem Gesichterschneiden nicht herauskam; das Mittagessen war entweder nicht gesalzen oder versalzen — Alles Fehler, welche einen soliden, Essen und Trinken liebenden Hausherrn in stille Verzweiflung versetzen können. Sauermann gab die weisesten Maßregeln, denn noch gerade, und um so mehr je länger seine liebe Anna im Grabe moderete, begann er wieder den Sohn in allen Stücken zu Hofmeistern und zu schelten. Der Sohn verrichtete die Geschäfte so gut ihm die wenigen freien Stunden seines Dienstes gestatteten. Denn da er noch stets auf die Gnade des Vaters angewiesen war, lag ihm selbst viel daran, die Kochdienste so kunstgemäß als möglich zu verrichten. Allein es wollte nicht gelingen, die wöchentlichen Wirthschaftskosten unter das Dreifache von der Summe, welche Anna die Woche hindurch verausgabte hatte, hinabzudrücken. Und da nun der Vater stets den Küchenzeitel und die Einkäufe anordnete, dem Sohne aber jedes Mißglücken eines Gerichtes oder jede zu hohe Ausgabe in die Schuhe schob, so fehlte es an kleinen Streisigkeiten hinsichtlich des Für und Wider der Junggesellen- und Witwerwirthschaftsführung nicht. Das größte Uebel aber blieb, daß der Vater, so viel er auch tadelte, nichts besser machen konnte und sich an ihm die Wahrheit des Sprichworts:

„tadeln können alle Thoren, aber besser machen nicht,“ auf die augenscheinlichste Weise darthat. Ihm kochte jedesmal die Milch über, dem Sohn aber höchstens alle Wochen einmal; er verbrannte sich jedesmal, so oft er nur den Theekessel berührte, die Finger und hatte jedesmal, wenn es ihm beikam, Kochgeschäfte zu versehen, den Vorwitz mit beschmutzten Kleidern zu büßen. —

Warum nahm aber Herr Sauermann keine Wirthschafterin im Dienst? Weil er nicht wollte und ihn jede Frau oder jedes Fräulein, das er gedungen hätte, betrogen und hinter's Licht geführt haben würde.

Endlich gestand er sich selbst ein, daß ein solches Hundeleben, wie er es jetzt zu führen verdammt war, nicht länger zu ertragen sei. Mehrere Tage ging er bei sich zu Rathe, mit beiden Händen gesticulirend und entsprechende Lippenbewegungen dazu machend. Da setzte er eines Nachmittags aus Verzweiflung, denn Gottwald hatte den Hirsebrei anbrennen lassen und dann aus Versehen den Kaffee mit einer Hand voll Salz gewürzt, den Hut auf die faltenumwölkte Stirn, legte seinen Sonntagbrock an und trat vor den Spiegel. Da stand der Pförtner, wie er lebte und lebte an jenem Tage, wo er zum ersten Male aus den Zuchthausmauern in die Stadt eilte und die lieblichen Geschenke, wie seiner Zeit ausführlich gemeldet worden, für seine Anna einkaufte. Zwar war seit jenem Tage die Spanne Zeit von zwanzig Jahren in das Meer der Ewigkeit gestossen und konnte sich Herr Sauermann unmöglich alle Einzelheiten seiner damaligen launischen Einfälle ins Gedächtniß zurückrufen; allein sein Widerbild im Spiegel mußte doch wohl eine leise Erinnerung an jene Zeit der jungen Liebe wach gerufen haben. Er konnte nicht umhin, sich selbst eines wohlwollenden Lächelns werth zu halten. Er kräuselte die unter dem Hute hervorquellenden Harlocken wie im frühern Jahren. Aber er mußte vor sich hinhimmeln: „es verändert sich Vieles in der Welt; sind mir doch die grauen Haare noch nie so aufgefallen, als gerade heute.“ Er riß einzelne aus, aber jemehr er die Locken auseinanderbog, desto mehr graue traten hervor. Nachdenkend strich er auch den Schnauzbart, der wie sein Gehalt auf die Hälfte herabgesetzt war. Denn nicht nur den Kinnbart hatte er gänzlich entfernt, sondern

auch die beiden drohenden Spitzen des Lippenbartes waren bis auf ein zottiges Gestrüpp abgeschnitten. Bedächtig tauchte er darauf die Finger in das Lintensaß und rieb sie so lange in den Haaren ab, bis er auch das kleinste graue Fleckchen gefärbt wähnte — Er ging. —

Schnell waren mehrere enge Seitengassen durch-eilt. Vor einem Häuschen machte er endlich Halt und nachdem er mehrere Seufzer ausgestoßen und sich bekreuzt hatte, schritt er bedächtig durch die Hausthür; den Weg die Treppe hinauf mit Händen und Füßen ausspürend, denn ihm schien im Hause eine ägyptische Finsterniß zu herrschen, gelangte er im dritten Stocke an. Er klopfte an eine Thür und öffnete sie auf den Hereinruf. Da aber an der Schwelle ein zottiger Pudel seine Nachmittagsruhe hielt und keineswegs geneigt schien dem Eintretenden dem Weg zu bahnen, ihn vielmehr knurrend beschnupperte, so wollte Herr Sauermann mit einem Sprunge das Hinderniß umgehen, gerieth aber mit seinen Armen und Beinen in Zwiespalt und fiel zur Stube hinein. Entsetzt sprang die Bewohnerin von Sitze auf und suchte den ergriminten Pudel, welcher den kühnen Eindringling am Rocke zerrte, zu besänftigen, während Herr Sauermann den Hund, so oft er auf ihn eindrang, mit dem Stiefelabsatz vor den Hals stieß. Nachdem das Thier mit vieler Mühe in das Nebengemach gesperrt war, faßte unser Held das Intermezzo von der spaßhaften Seite auf und rief seinen durch den Sturz etwas aus der Fassung gerathenen Hut streichend: „Frau Pranger, ich falle mit der Thür in's Haus! Wie, haben Sie etwas dagegen?“ —

„O mein werther Herr Polizeidiener, es wäre mir lieber, Sie thäten es nicht.“ —

„So?“ Er strich sich nach alter Weise den Bart und grinzte sie an. „Ist nicht wahr sage ich, Sie lügen. Sie sehen es sehr gern, wenn ich mit der Thür ins Haus falle. Entschuldigen Sie, ich bin heute guter Laune.“ Mit einem schielenden Blicke auf Frau Pranger fuhr er mit der Hand durch die Locken und warf einen Seitenblick in den Spiegel, ob auch die schön geordnete Kopstoilette durch den Fall nicht gelitten habe. Nachdem er sie einige Minuten angestarrt hatte, daß Frau Pranger meinte, vor seinen glänzenden Augen zu zerschmelzen,

reichte er ihr die Hand. — „Willkommen meine Liebe, Verehrte.“ — Frau Pranger erwiederte den Druck so zierlich, als dieß die von Arbeit gehärtete Hand einer Fischhändlerin vermag und machte einen tiefen — tiefen Knix. — „Danke Herr Polizeidiener. Da ich Sie seit dem betrübenden Ereigniß, welches Ihre Ehe aufgelöst hat, heute zum ersten Male spreche, so gebe ich Ihnen erst mit diesen Worten meine Theilnahme an dem großen Unglücke zu erkennen,“ lächelte sie und drückte den Schürzenzipfel in das linke Auge. Dann trocknete sie das rechte, dann umwischte sie das linke und dann wieder das rechte. Dieses ausdrucksvolle Spiel einer weichherzigen Dame veranlaßte Herrn Sauermann zu einem erschrecklichen Schnaufen. Er stieß ein lautgellendes „Hui“ aus, so daß Frau Pranger, deren Hand er fest in der seinen hielt, zusammenzuckte und der Budel mit entsetzlichem Getöse an der Thür des Nebengemaches tobte und kratzte.

„Ihre Beileidsbezeugung ist nicht wohl angebracht. Laßt die Todten ruhen, glaube ich sagt ein Dichter. Oder nicht? verehrte Pranger — nun dann ist es ein Ausspruch meines eigenen Gehirns.“

Nun wird denn Herr Sauermann die poetische Ader nach diesem vielversprechenden Ansätze nicht noch einmal fließen lassen? Er nahm zwar mehrmals den Ansatz und rief in kurzen Pausen „der“ — „die“ — „das“ und brummte die Wörter „Rath“ — „That,“ als seien dies die zu reimenden; allein es gelang ihm nicht, zwei Verse zusammen zu schmieden. — Schnell strich er sich mit der Hand über das Antlitz und im volternden Tone zu Frau Pranger sprechend: „Ich will Sie heirathen“ — machte er eine so tiefe Verbeugung, als der steife Rücken und der von einer fünfzähligen Binde ummauerte Hals gestattete. —

Frau Pranger knixte, blickte den freilenden Wittwer an und fiel mit gellendem Schrei auf Sopha. Sie blickte ihre Hand an — sie war schwarz — Herr Sauermann schaute, aus Sympathie zu seiner Geliebten, in die seine — sie war schwarz, und ein Blick in den Spiegel zeigte ihm die Schwärze seiner Wangen. — Glückliche ist, wer sich des Mutterwiges erfreut. Und weil nun unser Held mit diesem Geschenke der Natur reichlich begabt war, so beliebte er zu scherzen: — „Nun Frau Pranger, weshalb soll man sich nicht anschwärzen, ist es doch auf der

Treppe so dunkel, wie in der Höhle.“ — Er rieb dann mit den Fingerspitzen an einer Locke und schaute verstohlen auf die Hand. Ein zufriednes „Hui“ pfeifend, daß Castor im Nebengemache mit erneuter Wuth aufheulte, beschaute er die Herrlichkeiten des Zimmers und prüfte ohne Gewissensbisse, während Frau Pranger Waschwasser besorgte, den Inhalt der großen Commode. — „Die Tinte hätte mich beinahe in die Tinte gebracht!“ — Er zupfte die Locken und strich den Bart, aber je mehr er sein Spiegelbild anblinzelte, um so zahlreicher traten die grauen Haare, welche seine eberne Stirn umschatteten, hervor. — Darauf wuschen sich beide, Mann und Weib, Hände und Gesicht in Unschuld. — Aber ein gewaltiger Streit drohte vor der gemeinschaftlichen Reinigung das kaum angesponnene Liebesverhältniß zu zerstören. Denn Herr Sauermann bestand mit Eigensinn darauf, daß sie beide aus demselben Becken die Waschung bewerkstelligten, denn erstens meinte er, „wir sind ein Herz und eine Seele, Frau Pranger; oder nicht!“ —

„Mit Vergnügen, wenn Sie wollen“ — entgegnete sie knixend. — Zweitens mußte sich Herr Sauermann vergewissern, ob seine Geliebte zu gehorchen geneigt sei und drittens war er gesonnen, an diesem praktischen Beispiele, der Reinigung zweier Menschen aus einem Becken, anknüpfend, die kurze Predigt über das Thema: „es geht nichts über die Enthaltensamkeit“ zu beginnen. Frau Prangers Widerstand brach sich endlich an der Festigkeit dieser Gründe und nachdem sich beide Geliebten auch an einem Handtuche Hände und Gesicht getrocknet hatten, ergriffen sie die dampfenden Kaffeeschalen und brachten dem Ehegeldbniß ein feuriges Hoch aus. Die Wangen der Frau Pranger glühten und die Lippen des Herrn Sauermann sprühten von Beredsamkeit. Und je mehr sich die Kanne leerte, desto gefüllter wurden mit dem Magen zugleich auch die Herzen der Geliebten, so daß Herr Sauermann vor Rührung schier außer sich gerieth. Um daher seinen Gefühlen einen Abzugskanal zu verschaffen, rührte er den von gelben Sandzucker steifen Kaffee fortwährend mit dem bleiernen Löffel und schlürfte den Liebestrank mit einer Selbstgenügsamkeit, welche Frau Pranger anspornte, dem Geliebten nicht nachzustehen, sondern mit ihm um die Wette zu trinken.

Und wir, die wir so viel Antheil an den
Schicksalen des Herrn Sauerwamm nehmen, bringen
ihm unsern Glückwunsch dar und werfen der Frau
Polzeidiener a. D. Sauerwamm in spe ob ihres
unerwarteten Glückes einen Handfuß zu.

(Fortsetzung folgt.)

Gedicht

von Anna Löhn.

Der Baskenhirt auf der Rolandskoppe.

Eine Sage.

Der blinde Hirt sitzt oben
Auf Felsen öd' und kahl
Und hört das Schlachtentoben
Im Thal von Nonceval.

Und daß sein Fuß nicht gleite,
Leih' ihm der Augen Licht
Ein Knab' an seiner Seite
Zu üben Kindespflicht.

„Ich höre Pferde wiehern —“
„Was siehst Du, Knabe? sprich!“
„D' stolze Roffe zieren
Viel Kämpfer ritterlich.“

„Was donnert in der Ferne?
D' wär mein Auge hell!
Wie schaut ich doch so gerne!
Drum rede, Knabe, schnell.“

„„Gleichwie mit Sturmeswetter
Versenken allzumal
Die Felsen zu zerschmettern
Sich Fels und Berg in's Thal.““

„Kind, mußt' Dein Auge stählen,
Ist groß des Feindes Macht?“
„„Ach Vater nicht zu zählen!““
„Still, Knabe, still — hab' Acht!“

„Ich höre Schwert' klirren!“
„„Die Unsern sind's““ — „Wie viel?“ —
„„Nicht viel!““ — „Du mußt' Dich irren —“
„Treißt Du mit mir Dein Spiel?“

„D könnt' ich selbst doch schauen
Mit Augen hell und klar!“
„„Bei Gott, Ihr könnt' mir trauen!
Doch halt, es wächst die Schaar.““

„Des Feindes? — Hilf uns Himmel!“
„„Der Unsern, Vater, ha!
Ein gräßlich Kampfgewimmel
Wie nie mein Auge sah.““

„Wer siegt? Wer fällt? sprich weiter!
Schau', Knabe, schau', was siehst?“
„„Nichts als Gewühl der Reiter
Und Blut, das strömend fließt.““

„„Von Rosseshufschlag dröhnen
Die Berge, Fels und Thal,
Ich seh' —““ — „Was soll das Stöhnen?
Kenn' mir der Todten Zahl!“

„„Wohl ihrer Fünzig.““ — „Knabe!“
Wie wird's so still — hab' Acht!“
„„In Lüften krächzt eine Rabe,
Er scheint auf Fang bedacht.““

„Wer fiel vom Feinde? — Keiner?
Rein, Alle fielen! sprich!“
„„Dort unten kämpft noch Einer,
Ein Held ist's sicherlich.““

„Ein Horn hör' ich erklingen.
Held Rolands's Horn ist das,
Es soll den Retter bringen,
Was siehst Du Knabe? Was?“

„Ach weh' mir, weh' mir Armen!
Veraubt des Augenlichts,
Was siehst Du? — Aus Erbarmen —“
„„Jetzt seh' ich nichts mehr — nichts!““

„Nichts schaust Du? Nichts mehr Knabe?
Kind, schärf' Deinen Sinn!“
„„Doch ja dort naht der Rabe —
Er eilt zum Schlachtfeld hin.““

„Ich hör' die Todesboten,
Den Helden suchen sie!
Kind, bete für die Todten —
Fall' nieder auf die Knie.“

Fenilleton.

Beitschwingen.

Ein Institut für blödsinnige Kinder. Zu einem solchen hat die sächsische Regierung dem Doctor Heinrich Herz aus Dresden die Concession ertheilt und ist dasselbe seit Kurzem in der nächsten Nähe Meißens auf einer freundlichen Anhöhe gelegen eröffnet worden. Dr. Herz war schon immer im pädagogischen Fache bei Geisteschwachen und Geisteskranken thätig und die Anwendung seiner umfassenden psychischen und physischen Studien bürgt gerade auf diesem Gebiet für ausgezeichnete Resultate. Ebenso ist seine Gattin Auguste Herz, geb. Kochler zu gemeinschaftlichem Wirken befähigt. Sie ist bereits bekannt als Kindergärtnerin und Schriftstellerin in diesem Fache. Die Anstalt ist für Kinder beiderlei Geschlechts bestimmt, vorkommenden Falls finden auch Eltern darin Ausnahme, deren Zustand baldige Besserung hoffen läßt.

Theater. Zur Vorfeier von Schillers Geburtstag ward in Leipzig das Schauspiel „Tell“ gegeben, dem die Jubelouverture von C. M. von Weber und ein von Dr. Gust. Kühne verfaßter und von Herrn Gerstel gesprochener Prolog vorausging. Die Aufführung des „Tell“ erhob sich nur in einigen wenigen Einzelheiten über das Niveau der Mittelmäßigkeit.

Schiller auf der französischen Bühne. Unser großer Dichter ist zum Helden eines französischen Schauspiels gemacht worden. Der Verfasser desselben, Herr Fontaine, sagt ausdrücklich: „Schillers ganzes Leben sei in den drei Acten des Schauspiels treulich wiedergegeben und der Verfasser habe nicht ein einziges Wort geschrieben, das ihm nicht durch ihn (Schiller) selbst oder seine Zeitgenossen eingegeben worden. Das ganze Werk sei mithin geschichtlich (tout mon oeuvre est donc historique.) Man höre nun was Herr Fontaine aus Schiller gemacht hat: Schiller erscheint in Dresden in dem Hause der Baronin Rosendorf, in deren Tochter Laura er sich gründlich verliebt. Hierdurch erregt er den Zorn des ziemlich einfältigen Bräutigams Lauras, des Barons Stolz, welcher dem Dichter allerhand Unannehmlichkeiten bereitet. Iffland und der Comte de Grandval — ein französischer Emigrant — coramiren deshalb den Herrn von Stolz. Dennoch wird Letzterer von der Baronin seines großen Reichthums wegen begünstigt. Die Eifersucht des Herrn von Stolz wird noch gesteigert durch ein Gedicht Schillers, welches Laura für eine Liebeserklärung hält, obwohl sie findet, daß die besungene Schöne blondes, sie selbst aber schwarzes Haar habe. Die Schillerschen Stanzas sind

aber keineswegs an Laura, vielmehr an Lottchen von Lengefeld gerichtet, die er ebenso wie Göthe liebt. Dieser Dichter hat aber Schiller bitter gekränkt, indem er ihn von sich wies. Von Iffland erfährt nun Schiller, daß Göthe in Dresden angekommen sei. Laura, fürchtend daß Schiller von ihr scheiden würde, wenn er sich mit Göthe wieder versöhnte, macht ihm weiß, Göthe sei bereits wieder abgereist. Dieser nähert sich Schiller jedoch von selbst wieder und beide Dichter umarmen sich freundschaftlichst. Grandval duellirt sich wegen Schiller mit Stolz; aber selbst diese Aufopferung hält diesen wie auch Göthe nicht ab, ihrem Freunde heftige Vorwürfe darüber zu machen, daß er sein Vaterland in der Noth verlassen habe. Da kommt als ein freundlicher deus ex machina der Briefträger und bringt einen Brief aus Paris, in welchem allerlei unerfreuliche Dinge über Lauras Bräutigam geschrieben werden. Die Baronin Rosendorf findet sich dadurch veranlaßt, eine Verbindung ihrer Tochter mit Schiller zu wünschen und belehrt diese deshalb in der Kunst geliebt zu werden und namentlich den blöden Schäfer Friedrich Schiller an sich zu fesseln. Laura aber will von solchen Klaffen nichts wissen, entjagt ihrer Liebe und geht in ein Kloster, nachdem sie Schiller noch gestanden, daß ihr Vater in Paris als Spion ergriffen und getödtet worden sei. Schließlich führt nun Göthe das blonde Lottchen dem jungen Dichter zu und Grandval entschließt sich, nach Paris zu gehen und seinem Vaterlande zu dienen, indem er noch zu dem jungen Paare die Schlussworte des Stückes sagt: „Lebt wohl, geht Beide nach Weimar, wo Euch Ruhm und Glück erwarten. Ich selbst eile nach Paris, wohin mich die Noth meines Vaterlandes ruft.“ Und ein solches Gebräu von Unsinn und Leichtfertigkeit nennt der französische Dichter ein historisches Stück! Die Franzosen müssen, wenn sie Herrn Fontaine glauben, einen schönen Begriff von unserem Schiller erhalten, der hier nur als ein fast- und kraftloser Schmachtlappen dargestellt wird, ähnlich einem zweiten Tenor in der Oper.

Bildende Kunst. Die Marmorbüste des Kaisers von Rußland, ein herrliches Kunstwerk von Rauchs Hand, hatte der Berliner Frauenverein zu der Verlosung angekauft, deren Ertrag zum Ankauf eines Schooners bestimmt ist. Nachdem nun diese Verlosung stattgehabt, ist das Meisterwerk nach Nordhausen gekommen. —

Todesfälle. Am 26. October starb die Königin Therese v. Baiern, die Gemahlin König Ludwigs, an einer Nervenlähmung, die auf einen vorübergehenden Cholera-Anfall folgte. Sie war

eine geborene Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, die Schwester des letztverstorbenen Herzogs von Altenburg und am 8. Juli 1792 geboren. — In Paris starb am 21. October Marie, geborene Prinzessin Czartoriska, eine Schwester des Fürsten Adam Czartoriski, gewählten Königs von Polen, geboren am 15. März 1768. Sie vermählte sich 1784 mit dem Prinzen Ludwig von Württemberg, von dem sie jedoch 1792 schon wieder geschieden ward. Seit der polnischen Revolution theilte sie freiwillig die Verbannung mit ihrem berühmten Bruder. — Fürst Carl Egon v. Fürstenberg, 1796 geboren, starb am 22. October zu Ischl. — Am 22. October starb in seinem Geburtsort Murten Albert Birzius 57 Jahre alt, bekannt unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gottlieb. — Berny, protestantischer Pastor und Mitglied des Oberconsistoriums zu Paris, ward am 19. October auf der Kanzel der Thomaskirche zu Straßburg vom Schlag getroffen und starb sofort.

Vermischtes.

Die Goldseher. Nach dem Reisebericht des Missionärs Priesters Huc gibt es in China Leute, die man Goldseher nennt, weil sie die merkwürdige Fähigkeit besitzen, Goldlager zu entdecken, wobei sie sich nach der Gestalt der Berge und der daselbst wachsenden Pflanzengattungen richten. Obgleich nun dieses von der Regierung unstreitig monopolisirte Gewinnen der edlen Metalle bei strengster Strafe verboten ist, so wird es doch mit unglaublicher Frechheit betrieben. Im Jahre 1841 hatte ein Goldseher in einem kleinen, nördlich von Peking gelegenen tartarischen Fürstenthume, das Königreich Duniot genannt, ein Goldlager ausfindig gemacht. Sogleich strömten Abenteuerer und Banditen von allen Seiten zusammen und bald waren ihrer zweitausend auf dem Plage. Fast der ganze Berg ward ausgehöhlt und eine solche Masse Goldes erbeutet, daß dessen Werth plötzlich um die Hälfte sank. Diese improvisirten Bergleute konnte man nur dadurch wieder los werden, daß man ein ganzes Armeecorps gegen sie aussandte, welches sie unbarbarisch züchtigte. Für eine gelinde Strafe galt es, wenn man ihnen die Augen austach.

(Allg. Modenzeitung.)

Geisterseherei in Amerika. Das Geistercitiren nimmt in der freien Republic von Nord-

Amerika immer mehr überhand. Nicht allein daß die Geister Recepte verschreiben und dergl., es hat sich auch kürzlich ein Yankee von dem Geiste Shakespeares ein ganzes Drama dictiren lassen, das demnächst in New-York zur Aufführung kommen soll!

Die Tabakspfeife als Zeichen des Ranges. Die Battas auf Sumatra sind, wie Oscar v. Kessel erzählt, in Verfertigung von kupfernen Geräthschaften sehr geschickt. Zu diesen Gegenständen gehören Tabakspfeifen, Säbelgefäße, Armringe etc. Man kann bei den Battas in Toba die Verschiedenheit des Ranges und Standes an den Tabakspfeifen erkennen. Die Häuptlinge von Silnidong rauchten bei den Versammlungen, welchen Kessel beizwohnte, aus fünf bis sechs Pfund schweren meißigen Pfeifen von schöner Arbeit, und die Größe und Schwere derselben nahmen allmählig mit dem Stande des Rauchers mehr oder weniger ab, so daß die dem niedrigsten Stande Angehörigen nur eine Spanne lange und vier bis fünf Loth schwere Pfeifen führten. In frühern Zeiten noch mehr als jetzt waren die angethehensten Häuptlinge in Toba bei öffentlichen Gelegenheiten mit vier bis fünf Ellen langen und bis sechs Pfund schweren Kupferketten, um Leib und Schultern gewunden, bekleidet, an deren einem Ende kleine Instrumente, als Tabakräumer, eine Zange zum Bartausraufen, Ohrlöffel, Zahnstocher etc. hingen.

(Allg. Modenzeitung.)

Die Quelle Arethusa scheint gegenwärtig wenig Aehnlichkeit mit der im Alterthume berühmten zu haben. Sie sprudelt aus zwei alten gewölbten Grotten, in die man durch eine schmutzige Wohnung hinunter steigt. Es macht einen ungemein traurigen Eindruck, zu diesem heiligen Wasser hinabzusteigen, begleitet von Schaaren zerlumpter Bettelkinder, welche das Tamburin schlagen, und von halb nackten Weibern, Wäscherinnen, die in dem krystallhellen Wasser herumwaten und dem Freunden das Wasser schöpfen — elende Caricaturen jener Nymphen Dianas, die einst in diesem Borne baden.

(Jahreszeiten.)

Eingegangene Neuigkeiten.

Pauline Schanz, Das Rosenmärchen. Herausgegeben von Julius Schanz. Berlin 1854, Druck und Verlag von G. S. Mittler u. Sohn.

Alex. Dumas, Die Mohikaner von Paris. Ein Roman. Aus dem Französischen von Alvensleben. 5. Bd. Brüssel u. Leipzig, Verlag von A. Schnee.

Hierzu Literaturblatt der Abendzeitung Nr. 3.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Mitredacteur: Ferdinand Gleich.

Herausgabe und Druck von den Rückmann'schen Erben.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.